

ZEIT MACHEN

Optionen der Beschleunigungskultur

Tok, tok, tok, schon wieder ein Jahr vergangen. Kaum hatte sie angefangen, die Zeit zwischen den Jahren, war sie schon wieder vorbei. Die Tage vor dem Fest, die Tage danach: Vorbei.

Rosenzeit wie schnell vorbei, schnell vorbei, bist du doch gegangen, dichtete wehmütig schon der Dichter Eduard Mörike.

Schnell vorbei lautet die Formel, mit der nahezu jede positiv besetzte biographische Phase heutzutage kommentiert wird. Schnell vorbei der Urlaub auf Gomera, schnell vorbei das Wiedersehen mit den Eltern an Neujahr. Die Tagung in Frankfurt a.M.: schnell vorbei. Ob es nun schnell an uns vorbeigeht, das Leben, oder wir selber in Eile sind. Wir leben, dem wird, nachdem es nicht nur so erlebt wird, sondern auch wissenschaftlich untersucht und belegt ist, kaum mehr jemand widersprechen, wir leben in einer beschleunigten und sich weiter beschleunigenden Kultur. In einer Kultur, in der die Dinge nicht bald, sondern „ganz bald“ eintreffen. Noch nicht erledigt? - Dann aber bitte *ganz bald!*

Ich habe eine Monatszeitschrift abonniert, die dem Lauf des Jahres schon *ganz bald* zwei Monate voraus ist. Das Januarheft 2010 lag bereits Mitte November 09 im Briefkasten. Das Juliheft erwarte ich Ende April.

Die Nachrichten sind schneller als die Ereignisse, von denen sie berichten.

Immer häufiger sind wir jetzt, dank Smartphone und Facebook und Google Earth & Co jederzeit, mit wem und was wir wollen, überall. Selbst der Kaffee hat keinen Ort und Zeitpunkt mehr, er heißt nun *Coffee to go* und man kann sorglos die Treppen rauf und runter rennen mit ihm, dem Kaffee im Pappbecher mit Deckel.

Von der Beschleunigung lässt sich sagen, was sich von nahezu allen Errungenschaften der Technik sagen lässt: sie ist: Fluch und Segen in einem. Denn natürlich müssen wir fairerweise eingestehen: wir leiden nicht nur am Schnellen, sondern genießen es, finden es toll.

Das macht es so schwer, die Beschleunigungskultur kritisch zu reflektieren, ohne dabei auf die rechthaberische Spur des moralischen Programms zu geraten; ein Programm, das mehr oder weniger zwangsläufig auf ein Programm der Doppelmoral herausläuft, weil wir selbst dann, wenn wir radikal gegen Technik eingestellt sind –und ich kenne kaum Technik, die keine Beschleunigungstechnik wäre-, in irgendeiner Art an ihr partizipieren.

Natürlich kann man gegen die klimakillenden Zeitmaschinen Internet, Ipod, Computer, Handy, Autos, Mikrowelle, Eisenbahn, Flugzeuge, Elektrizitätswerke usw. sein, aber man gerät damit unweigerlich in Widerspruch zur eigenen Lebenspraxis.

Wer immer heute Güter der wirtschaftlichen und landwirtschaftlichen Produktion in Anspruch nimmt, wer isst und wohnt, wer sich informiert und bildet, wird es zumindest indirekt auf der Grundlage der zeitgenössischen Techniken tun. Hier herrscht Globalität in einem so schlichten wie beunruhigenden Sinn.

Über Jahrhunderte, ja Jahrtausende, so scheint es, war die Zeit keine Frage und kaum jemand hat sich groß um sie gekümmert. Schwer vorstellbar sind uns heute Zeiten, in denen man – ohne ständig das Gefühl zu haben, sündhaft viel Zeit zu verlieren- zu Pferd zwischen deutschen und italienischen Städten unterwegs sein konnte wie es noch für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts gang und gäbe war.

Im Unterschied zu den meisten politischen, wirtschaftlichen und ökologischen Problemen, die der Menschheit im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrtausends zu schaffen gemacht haben, hat das Problem der Zeit auch sehr unmittelbar mit unserem persönlichen Leben, mit unserer Biografie zu tun. Zeitdruck macht, dies gehört zum Kern der Problematik, vor unserer sogenannten Freizeit nicht halt. Denn sobald die freie Zeit anbricht und wir die Arbeit ruhen lassen, drängt all das, was wir schon immer mal tun wollten oder schon längst hätten tun sollen in den freiwerdenden Zeitraum: Endlich mal Zeit für die Familie, die Kinder, die Freunde, das Dach reparieren, das Herbstlaub aus den Dachtraufen entfernen, das Fahrrad reparieren, die liegengebliebenen Briefe beantworten, einen Wintermantel kaufen. Die Todo Liste des Arbeitsalltags setzt sich problemlos als Todo Liste des privaten Lebens fort.

Zum Jahresbeginn las ich ein Gespräch mit dem Soziologen und Beschleunigungsforscher Hartmut Rosa in der „Zeit“¹, der, seit 2005 seine Habilitationsschrift „*Beschleunigung – Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*“ erschien, als einer der kompetentesten Zeitexperten gilt. Das drückt sich u.a. etwa darin aus, dass er von der Polizei um Rat gefragt wird, wie mit Verkehrsündern umzugehen sei, die bei Rot über die Kreuzung fahren und hinterher erklären, sie hätten keine Zeit gehabt.

Rosa beschreibt in seinem Buch anhand zahlreicher Beispiele, wie wir im Versuch, das Erlebnisaufkommen pro Zeiteinheit zu erhöhen, am Ende das wahre Leben verpassen.

Die Zeit, so sagt Rosa, wird uns wirklich knapp, und zwar aus drei Gründen: Erstens nimmt die technische Beschleunigung zu, das Auto ist schneller als das Fahrrad, die E-Mail schneller als der Brief, wir produzieren immer mehr Güter und Dienstleistungen in immer kürzerer Zeit. Das verändert den sozialen Erwartungshorizont: Wir erwarten voneinander auch eine höhere Reaktionsfrequenz.

Dazu kommt, zweitens, der soziale Wandel. Leute wechseln ihre Arbeitsstelle in höherem Tempo als früher, ihre Lebenspartner, Wohnorte, Tageszeitungen, ihre Gewohnheiten. Wir sind ungeheuer flexibel - und finden immer weniger Verankerung in stabilen sozialen Beziehungen.

Und drittens ist insgesamt eine Beschleunigung des Lebenstempos zu beobachten. Wir essen Fast Food, statt in Ruhe zu kochen, machen Multitasking auf der Arbeit, power nap statt Mittagsschlaf oder lassen die Pausen gleich ganz weg.

Zeitgewinn durch Technik, diesem Befund haben wir nach rund 150 Jahren Industrie und Technikgeschichte wohl oder übel zuzustimmen, funktioniert nicht. Denn dieses Programm berücksichtigt nicht, dass Lebenszeit und technische Zeit zweierlei Dinge sind. Zwei Dinge, die sie sich vielleicht nicht wechselseitig ausschließen, aber die doch äußerst schwer miteinander in Einklang zu bringen sind.

Dennoch: Tempo, Mobilität, Flexibilität gelten ja gerade nicht als Geißeln der heutigen Gesellschaft, sondern *vermitteln uns*, wie Hartmut Rosa zurecht feststellt, *ein Freiheits- und Glücksgefühl. Je mehr Optionen wir haben, je mehr Erlebnisse möglich sind, umso reicher erscheint uns das Leben.*

In einer säkularisierten Gesellschaft gilt als „gutes Leben“ vor allem das „reiche“, das erfüllte Leben. Wir wissen zwar, dass wir sterben müssen, aber wir versuchen vor dem Sterben noch, möglichst viel zu erleben. Die Logik lautet: Wer doppelt so schnell handelt, kann praktisch zwei Lebenspensen in einem unterbringen. Und das ist dann natürlich wieder ein handfestes Problem.

Die Läden sind voll von Ratgebern, die behaupten: Wer mit seiner Zeit nicht zurechtkommt, ist nur schlecht organisiert.

¹ Die Zeit vom 30.12.2009

Das ist, so Rosa, genau das Missverständnis. Gegen die Beschleunigung einer ganzen Gesellschaft müssen alle individuellen Entschleunigungsstrategien fast notwendigerweise scheitern. Kaum jemand sagt, dass es ein strukturelles, gesellschaftliches Problem ist.

Was also ist zu tun? Wir brauchen, sagt Rosa *Zeit für Muße.*

Wir müssen uns wieder an die Kulturtechnik der Muße erinnern. Manchmal geschieht das durch Glück, manchmal auch durch ein Unglück, wenn etwa ein Sturm einen ganzen Bahnhof lahmlegt. Es ist ein großer Unterschied, ob man als Einzelner seinen Zug verpasst, oder ob halb Deutschland zur unfreiwilligen Muße gezwungen ist – dann stellt sich nämlich schnell eine andere Stimmung ein: Keiner kann etwas dafür. Da kann es unter Umständen auf dem lahmgelegten Bahnhof plötzlich ganz nett werden.

ZEIT MACHEN

Unvergesslich ist mir die Bemerkung eines Mannes geblieben, den ich, das muss kurz nach Schulabschluss gewesen sein, an einer Straßenbahnhaltestelle in der Basler Innenstadt angetroffen habe, wo ein Pulk von Menschen in die eben angekommene, wie immer überfüllte, Straßenbahn drängte, während aus dem Inneren ein Pulk ins Freie zu kommen versuchte. Wie alle anderen war auch ich in Eile und dachte: keine Zeit, bin ohnehin schon spät dran. Da sich unsere Blicke trafen, sagte der Mann lächelnd: *ich hab Zeit, ich mach die Zeit.*

Die Bemerkung hat mich derart verblüfft, dass sich mein Körper sofort entspannte und ich mich aus dem Sog der drängelnden Leute herauslöste. Der Mann hatte seine Bemerkung eher beiläufig vorgetragen, aber mit einer ruhigen und geduldigen Gewissheit, die mir in die Glieder fuhr. Ich bin jedenfalls stehengeblieben, es fiel mir auch nichts ein, was ich hätte entgegnen können, und ich stellte fest, dass die Zeit anders ging oder gar nicht mehr ging. Zwei Tauben hackten in der Nähe eines öffentlichen Abfalleimers –damals gab es noch diese Eimer aus Maschendraht- mit ihren Schnäbeln in eine Brotkrume, auf der gegenüberliegenden Straßenseite verstaute eine Frau Radieschen und zwei Salatköpfe in ihrem Einkaufskorb, auf dem roten Rathaus oben blitzte das Gold der Turmspitze und die Ladedür des Zigarrenladens klingelte, als ein Herr mit Aktentasche und Sombrero sie aufstieß. Vor meinen Augen fügte sich der Anblick des morgendlichen Marktplatzes zu einem Bild, in dem ich heute noch spazieren gehen kann. Das ging im Übrigen sehr schnell. Ich habe nicht auf die Uhr geschaut, wahrscheinlich hatte ich auch gar keine dabei, aber es können nur ein paar Sekunden gewesen sein. Denn natürlich hatte ich keine Zeit, um zu flanieren an jenem Morgen. Natürlich hatte ich einen Termin. Natürlich kam ich zu spät. Natürlich gab es, ein wenig, Ärger.

Aber davon ist nichts geblieben. Es waren Begleitumstände, die nicht ins Gewicht fielen gegenüber einem Augenblick, der wichtig genug geworden ist, um mich immer wieder einmal in ihm aufzuhalten.

Ich habe im weiteren Verlauf meines Lebens immer wieder einmal über die Bedeutung dieses Satzes nachgedacht. Vielleicht, so habe ich mir manchmal gesagt, stirbt ja die Zeit, und die wachsende Beschleunigung und die Tatsache, dass wir keine Zeit mehr haben, ist ein Anzeichen dafür. Vielleicht ist der Zeitpunkt gekommen, wo wir die Zeit selbst erzeugen müssen. Und vielleicht liegt eine Möglichkeit, dies zu tun, in der schöpferischen Produktion, im Bildermachen bspw. oder noch ein wenig bescheidener gesagt, in einer Haltung, die dem Entstehen von Bildern günstig ist.

Denn die bloße *Entdeckung der Langsamkeit* und die heute zumindest theoretisch allenthalben favorisierte „*Entschleunigung*“ –ein Wort, das es noch vor wenigen Jahren nicht gab- kriegen das Problem nicht in Griff.

Wer gestresst ist und versucht auf langsam zu machen, kommt nicht zur Ruhe, sondern in Stress, auf langsam zu machen.

Wer mal so richtig entspannen will, gerät unter Druck. Und wer, wo alle Tempo machen, auf slow motion macht, nervt einfach nur.

Vor allem Letzteres macht deutlich, dass das *Zeit haben* nicht bloß eine Angelegenheit ist, die man ganz alleine mit selbst ausmachen kann, sondern vor allem auch eine soziale. *Wenn die ganze Gesellschaft beschleunigt, kann ich so sieht es Zeitexperte Rosa, nicht einfach individuell langsamer laufen, sonst stolpere ich und falle auf die Nase.*

Es ist eine Illusion zu meinen, wir könnten souverän über unsere Zeit bestimmen und aus den gesellschaftlichen und öffentlichen Zeitprozessen einfach heraustreten. Wo immer wir agieren, agieren wir in Netzen. Und die wenigsten davon können wir überblicken.

ZEIT, BILD, EINBILDUNGSKRAFT

Der 1873 geborene und 1959 in der Schweiz verstorbene Philosoph Rudolf Kassner war infolge einer Kinderlähmung, an der er im Alter von 9 Monaten erkrankte, zeit seines Lebens behindert und konnte sich nur an Krücken fortbewegen. In seinem Erinnerungsbuch „Zweite Fahrt“² erzählt er von seiner Kindheit und Jugend, die er auf dem Gutshof seines Vaters in Mähren zusammen mit neun weiteren Geschwistern verbrachte.

Am Ende des titelgebenden ersten Kapitels berichtet Kassner von einem Ausflug an einen See, wo er mit ein paar Spielkameraden baden möchte. Zum See führt eine Alle mit Pflaumenbäumen. Es ist August und die Pflaumen sind reif. Der Ort ist ein Ausflugsort par excellence mit allen Versprechungen, die dergleichen Orten eigen sind.

Infolge seiner Gehbehinderung machte Kassner schon früh die Erfahrung, mit den anderen buchstäblich nicht Schritt halte zu können. Zwischen seinem Tempo und dem Tempo der anderen bestand eine Differenz. Solche Differenzen machen sich nicht weiter bemerkbar, solange der Langsamere und die Schnelleren nichts zusammen unternehmen. Sobald es jedoch um Gemeinsamkeit geht, erweist sich die Differenz als Störung. Dann braucht es ein gemeinsames System, das die Differenz ausgleicht oder wenigstens mildert. Sind die Schnelleren nicht gewillt, ihr Tempo zu drosseln und kann der Langsamere seines nicht anpassen, kann also der Ausgleich nicht auf der Ebene der Geschwindigkeit herbeigeführt werden, muss die Lösung auf der Ebene der Dauer gesucht werden. Langsamere, die sich mit Schnelleren am selben Zielort verabreden, müssen mehr Wegzeit einrechnen.

Ein Fußgänger, so erzählt Kassner, brauchte dreiviertel Stunden, vielleicht etwas weniger, wenn er sich beeilte, um von unserem Haus dahin zu gelangen. Ich war bisher meist nur vorbeigekommen, sooft mein Vater mich auf seinen Fahrten nach den Meierhöfen mitnahm, und da durfte ich wohl gelegentlich einmal mit ihm aussteigen, wenn er nach den Schleusen sah.

Einmal aber im Spätsommer, ich mag wohl acht Jahre gezählt haben, meinte ich, dass ich es wohl leisten könnte, zu Fuß hinzugehen, ich müsste mir nur Zeit nehmen und gleich nach dem Mittagessen aufbrechen.

Es war zur Zeit der beginnenden Pflaumenreife, es sollte also zugleich ein Fest und gründliches Pflaumenessen für meine Begleiter und mich daraus werden, aus diesem meinem ersten ganz langen Marsch.

² Rudolf Kassner: *Zweite Fahrt*. Zürich: Eugen Rentsch Verlag, 1946

Wir waren fünf oder sechs, darunter die beiden Inspektorjungen. Es wurde abgemacht, dass ich früher aufbrechen sollte, die anderen hätten mich einzuholen, und so würde alles in Ordnung verlaufen und das Gleichgewicht, das zu einem Fest dazugehört, will sagen: das Gleichgewicht zwischen mir und den anderen, meiner und ihrer Geschwindigkeit gewahrt bleiben. So geschah es, ich wurde bald eingeholt, vielleicht ein wenig zu früh in Rücksicht auf das Gleichgewicht, doch das brauchte uns nicht weiter zu stören. Wenn auch von Gleichgewicht nur innerhalb eines Systems (etwa eines Flaschenzugs oder einer schiefen Ebene) gesprochen werden darf, in unserem Falle hergestellt eben zwischen meiner Geschwindigkeit oder Zeitdauer und der der anderen, so ließ sich eine mögliche Störung im System mit gutem Willen und ganz ausgezeichnete Laune korrigieren, denn beides war vorhanden, zu Anfang sogar in überreichem Maße.

Als ich endlich das Ziel erreichte, nicht müde, aber doch abgehetzt, hatten die anderen schon gebadet und standen jeder in einem der Pflaumenbäume, die, zusammen eine Allee bildend, zu den Teichen führten, aßen reichlich von den Früchten und spuckten die Kerne auf den Boden.

Da unsere Zeit wie die aller Menschen ohne Uhren durch den Lauf der Sonne bemessen war, blieb mir nicht viel davon mehr übrig für mich selber oder nur soviel, dass ich, die Pflaumen hastig schluckend, die mir Hermann, der ältere von den beiden Inspektorbuben, vom Baume herunterwarf, in Eile noch alles Gebotene, die köstliche Feuchtigkeit vor allem, das Schilf, das da und dort seine braunen Kolben wiegte, sooft ein Luftzug darüber hinstrich, die Wasserblumen und das Wassergeflügel, dass ich das alles in Bildern in mich aufnahm, aufzog, aufroch, um sehr bald wieder mit der noch vorhandenen Entschlossenheit und dem guten Willen, um welchen ich schon um des oben angedeuteten Systems willen (Flaschenzug und so weiter) nicht zu bringen war, umzukehren, unserem Hause zustrebend.

Die andern sollten, ja müssten noch ein wenig warten, so verlangte es das System, noch einmal ins Wasser gehen, wenn es ihnen so gefiel, zumal es ausgeschlossen war, dass sie mich nicht einholen würden, was immer sie davor auch anstellten. Alles traf zu, wie es geplant war, vielleicht wieder ein wenig zu früh, da alle schließlich genug zu haben schienen vom Wasser und von den Pflaumen. Weiß Gott, was sie nicht schon alles zu Hause angestellt hatten, als ich müde endlich vor der Terrasse anlangte und mich gleich auf einer der beiden braunen Bänke dort niederließ, wo Hermann, der Treue, meiner harrte.

Höhnisch müsste sich angesichts solcher Umstände das geflügelte Wort *Der Weg ist das Ziel* ausnehmen. Weil demjenigen, dem alles am Zusammensein mit den anderen liegt und der seinen Weg nicht mit ihnen teilen kann, gar nichts anderes übrigbleibt, als einzig das gemeinsame Ziel vor Augen zu haben. Der Weg kann hier nichts anderes sein als das notwendige Mittel oder Übel zum Zweck, muss sich doch der Behinderte unverhältnismäßig viel Zeit für diesen Weg nehmen, um am Zielort ein wenig gemeinsame Zeit herauszuschlagen.

Etwas, kommentiert Kassner abschließend seinen Bericht, scheint hier sehr bedeutsam und ist auf eine überaus anschauliche Art und Weise vorgeführt: die Differenz zwischen der messbaren und gelebten Zeit, das Auseinander beider seit Ewigkeit her und darum für alle Menschen gültig, da alle an der Ewigkeit teilnehmen, wenn Ewigkeit einen Sinn hat. Je mehr ein Mensch in genau diesem angegebenen Sinne und in keinem anderen erlebt, um so mehr müssen dann die messbare, zu messende, und die erlebte, zu erlebende Zeit auseinandergehen oder um so heftiger, drohender sich übereinander schieben gleich Wellen auf stürmischer See. An all dem ist nicht zu deuten, schließlich bin ich nicht der erste, der auf dieses Auseinander, auf diese Interferenz, auf diese Störung –nennen wir es einmal so, gleich wie wir in der Physik von der Störung eines Systems reden- hinweist, wenn ich auch von Kindheit an dieses Auseinander, diese Störung –jetzt passt das Wort besser- auf eine besonders

eindringliche Art und Weise erfahren musste. Worauf ich aber sicherlich als der erste unter den Menschen hier hinweise, ist, dass dort, am Ort der Störung, des Auseinander, des Spaltes zwischen der messbaren und der erlebten Zeit, die Einbildungskraft des Menschen wächst und mit ihr alle Möglichkeiten der Gestaltung.

Für Kassner ist das Verhalten der anderen und das System, in das er sich als Störfaktor einzufügen hat *in der Ordnung*, weil ihm die Zeit, der wir äußerlich unterworfen sind, am Ort der Störung umschlägt in eine innere Zeit intensiven Erlebens, in die gesteigerte Intensität der Einbildungskraft, die Erlebtes und Gesehenes in Bildern aufnimmt und verdichtet mit *allen Möglichkeiten der Gestaltung*. Nicht weil er Muße hat, sondern weil er unter Zeitdruck steht, verwandelt sich dem Knaben Rudolf Kassner der Augenblick zum Bild:

Dass Behinderung und Störung nicht nur in der Biographie Kassners, sondern in vielen anderen Künstlerbiographien künstlerisches Schaffen initiieren und dass mit ihnen zugleich das allgemeine Arbeitsfeld künstlerisch therapeutischer Arbeit beschrieben ist, möchte ich an dieser Stelle nicht weiter vertiefen. Mich interessiert heute insbesondere das Verhältnis von Zeitknappheit und den vielerlei Störungen und Erkrankungen, die sie verursacht auf der einen und dem Bild, der Einbildungskraft, der künstlerischen Gestaltung von Bildern auf der anderen Seite.

Wer immer sich in Bildern aufhält und zu bewegen beginnt, wird bestätigen, dass die damit verbundenen Ereignisse und Erfahrungen nicht mit der Uhr, also einer in die Dimension des Raumes übertragenen Zeit, zu messen sind.

Die Zeit verstehen, hat der große Pädagoge Jean Piaget einmal festgestellt, *heißt (also) durch geistige Beweglichkeit das Räumliche überwinden.*

Müssten wir demnach, um unserem Kardinalproblem mit der Zeit zu begegnen, aufhören, nach Maßgabe von Uhr und Terminkalender umherzurrennen und stattdessen „geistig beweglich“ werden?

Dass wenig Zeit zu haben, nicht nur kein Hindernis darstellt für einen produktiven Umgang mit Bildern, sondern geradezu ein Schlüssel sein könnte für das Bild, für die Poesie, für das ästhetische Gelingen, halte ich in einer Kultur fortschreitender Beschleunigung für einen ziemlich aufregenden Gedanken.

Denn wenn es uns auch bis zu einem gewissen Grade gelingen sollte, die Dinge, die wir zu tun haben langsamer zu tun, bspw. langsamer zu essen, und selbst wenn uns eine Auszeit in einem buddhistischen Kloster beschieden sein sollte, ich zweifle sehr daran, dass sich das Tempo der Kultur und der die Kultur dominierenden Prozesse zurückfahren lässt.

Wir werden wohl oder übel mit knapper werdenden Kontingenten zurechtkommen müssen.

Wir werden uns dem gesellschaftlichen Zeitdruck nicht entziehen können.

Wie auch, wenn selbst der Beschleunigungsforscher Hartmut Rosa, der eben noch begeistert *Zeit für Muße!* einforderte, mit dem nächsten Atemzug eingestehen muss: *Muße? Schön wär 's! Wenn das mein Qualitätsmerkmal als Beschleunigungsforscher wäre, hätte ich jämmerlich versagt. Es ist eher umgekehrt: Ich bin hervorragend geeignet, diesen Zeitdruck zu untersuchen, weil ich heftig darunter leide.*

Schöpferisches Tun vollzieht sich wohl notgedrungen wie alles andere in der Zeit, aber es „macht“ zugleich welche. Mit der Einbildungskraft entstehen Bilder und zugleich wächst die Zeit im schöpferischen Prozess des Bildens. Diese Zeit ist nicht nach der Uhr oder es hat wenig Sinn, sie damit zu messen.

ABSCHLUSS

Wie alle Lebensabschnitte ist auch die Zeit eines Studiums begrenzt.

Heute begrüßen wir Sie zu Ihrem ersten Studientag. In 4 Jahren werden Sie voraussichtlich auf diesen Zeitabschnitt Ihrer Ausbildung zurückblicken.

Das Kontingent von 4 Jahren Studium gibt einen zeitlichen Rahmen ab mit der Untergliederung von 3 Trimestern pro Jahr mit 12 Wochen, von Ferien und für viele auch Arbeitszeiten unterbrochen und durchsetzt.

Die Zeit in diesem Rahmen wird unterschiedlich vergehen.

Ich wünsche Ihnen, dass die Phasen selten sein werden, wo Sie Zeit bloß absitzen, wo Sie die Tage zählen, bis das Studium zu Ende ist.

Und ich empfehle Ihnen: wenn Sie mal keine Zeit haben, machen Sie welche.

Studienjahre sind biographisch eine besondere und wichtige, weil zumeist ausgesprochen prägende Zeit. Die Zeit in einem Studium vergeht anders als die Zeit in der Schule oder die Zeit im Beruf.

Wenn man auf gelebte Jahre zurückblickt und vielleicht so etwas wie eine Biographie zu entwerfen beginnt, kann man feststellen, dass die Dauer von Ereignissen und Vorgängen zumeist wenig ausschlaggebend ist für die Bedeutung, die sie in unserer Biographie haben. Es sind zumeist einzelne Momente, Bilder von Orten oder Begebnissen, an denen sich eine Biographie entlang schreibt, so dass wir schließlich einen Faden gesponnen haben, an dem wir die Ereignisse des Lebens gleich Splintern, Scherben und Perlen aufreihen, Momente zumeist, die kaum zeitliche Ausdehnung haben.

Nicht dass er lange dauert, gibt einem Moment biographischen Wert, sondern dass er uns stark beeindruckt hat, dass wir ihn intensiv erfahren haben, dass er Bild geworden ist in uns.

Wenn ich an dieser Stelle Bild sage, so meine ich mehr als die bloße Anschaulichkeit der Erinnerung. Ich denke dabei eher an eine Begegnung, in der uns Szenerien der Vergangenheit vor einem neuen Zeithorizont unmittelbar anrühren und ansprechen, so dass etwas in ihnen zugänglich wird, was der Ersterfahrung häufig verschlossen bleibt und sich erst im Prozess ästhetischer Transformation, in inneren oder geäußerten Bildern auftut.

Dass wir Bilder willentlich produzieren können, bezweifle ich sehr. Bilder fallen uns zu, wenn wir nicht darauf aus sind, welche zu gewinnen.

Dennoch lassen sich Zustände und Bedingungen unterscheiden, die dem Entstehen von Bildern mehr oder weniger günstig sind.

Einbildungskraft ist ein altmodisches, vielleicht ein wenig romantisches Wort. Es ist von Begriffen wie Phantasie oder Kreativität weitgehend abgelöst worden, die aber andere Bedeutungsnuancen unterstreichen.

Während der Begriff der Kreativität sich sehr allgemein auf den schöpferisch innovativen Umgang mit den Angelegenheiten unseres tätigen Lebens bezieht und der Begriff der Phantasie ursprünglich auf das zur Erscheinung Bringen von Dingen zielt, die in der realen Welt so nicht vorliegen, richtet sich das Wort *Einbildungskraft* zunächst ganz auf den Prozess einer inneren, nicht sinnlich vermittelten Bildgestaltung. Die kann sich auch äußern, muss aber nicht.

In Kassners Jugenderinnerungen bin ich dem Begriff der *Einbildungskraft* neu begegnet. Er hat sich für mich mit einem Inhalt gefüllt, den ich für aktuell und zukunftsweisend halte. Dabei ist mir der innere Zusammenhang von ästhetischer Bildung und Zeitdruck aufgegangen und der therapeutische Wert, der darin liegt. Ich habe in den Konditionen, die das Kind Rudolf Kassner aufgrund seiner schweren Gehbehinderung in Zeitnot gebracht haben, die allgemeinen Konditionen unserer heutigen Kultur wiedergefunden und ich habe in der Haltung, die Kassner rückblickend gegenüber der für ihn unabänderlichen Tatsache des

Zeitdrucks gewinnt, eine Perspektive entdeckt, die für die therapeutische und pädagogische Arbeit mit Kunst und Theater eine wie ich meine sehr praxisnahe Bedeutung haben könnte.

Eine solche Perspektive ist vermutlich auch für das Studium an einer Hochschule nicht völlig verkehrt. Klar: ein wenig Zeitmanagement kann uns nicht schaden und wir sind wohl auch darauf angewiesen. Es geht aber am eigentlichen Problem, das wir mit der Zeit haben, vorbei. Vielleicht sollten wir uns knappe Zeitkontingente regelrecht verordnen und unsere Energie darauf richten, schöpferisch mit ihnen umzugehen, statt bloß in den allgemeinen Chor des „zuwenig Zeit“ und des „schnell vorbei“ einzustimmen. Aber das ist vielleicht auch schon wieder zuviel an Vorsatz zu Beginn eines neuen Jahres und es bleibt uns dann nichts, als auf den landesweiten dreitägigen Stromausfall zu warten, der uns ein wenig Muße zwangsverordnet.

fine